

**F**rüher oder später wird vielleicht auch diese wöchentliche Zeitungsbeilage einmal ihren stolzen Doppelnamen verlieren. Vorder- und rückseitig sauber getrennt das Wissenschaftsfeld in einen Natur- und einen Geistesbereich zu entfalten, erscheint angesichts der wissenschaftlichen Grenzverwehungen mehr und mehr problematisch.

Es geht dabei nicht primär um die Namen als solche, sondern um Gebietszusammenhänge, Kontexte und Systeme. Als nach Wilhelm Diltheys „Einleitung in die Geisteswissenschaften“ 1883 diese Bezeichnung in ihrer Pluralform sich in Deutschland durchsetzte für ein Gebiet, das im englischen Sprachraum, etwa bei John Stuart Mill, als „moral sciences“ bekannt geworden war, stand das damals verdinglichte Forschungsobjekt „Natur“ als Gegenstück gleichsam stützend daneben. Die in anderen Sprachräumen zirkulierenden Ausdrücke „social sciences“, „humanities“, „sciences humaines“, „scienze umane“ kannten keinen solchen stabilisierenden Komplementärbegriff.

Wo heutzutage gerade diese Wissensbereiche von politischen Autokraten unter Druck gesetzt und als unnütz oder abstrus abgetan werden, gilt es, auf das zu achten, was da genau in den jeweiligen Sprach- und Kulturzusammenhängen in Mitleidenschaft gerät. Es handelt sich um sozial, human oder geistig unterschiedlich abgesteckte Entitäten.

# Freilich, wie ich meine

Ein Klassiker zum Thema wartet seit 2004 auf die Eindeutschung: Auf der Pariser Jahrestagung der von Deutschland unterhaltenen Forschungsinstitute im Ausland wurde mehrsprachig vom Übersetzen gesprochen.

Denn Sprachen sind divergierende, in sich kohärente Realitätsmodelle mit je eigenen Begriffskonstellationen. Jede Sprache enthalte „ein System von Begriffen in sich, die eben dadurch, dass sie sich in derselben Sprache berühren, verbinden, ergänzen, ein Ganzes sind“, hatte Friedrich Schleiermacher in seinem Vortrag „Über die verschiedenen Methoden des Übersetzens“ festgehalten. Verändert oder entfernt man ein Element, gerät das Ganze in Bewegung. Wissenschaft, und ganz besonders „Geisteswissenschaft“, ist eine Aktivität des immerwährenden Übersetzens, Umsetzens, Abgleichens und Neudisponierens.

Das stand wohl hinter dem Thema, das vom Deutschen Forum für Kunstgeschichte (DFK) in Paris am dortigen Goethe-Institut für die Jahrestagung 2025 der Max Weber Stiftung gesetzt wurde. „Denken zwischen den Sprachen – Übersetzung als Paradigma der

Geisteswissenschaften“ hieß der Titel. Mehrsprachigkeit und Zwischensprachlichkeit sind heute besonders getroffen vom Kahlschlag der Nivellierung, die mit der „Weltsprache“ Englisch und durch die automatisierten Übersetzungsprogramme zum Triumphzug angesetzt zu haben scheint. „Die Weltsprache ist das Übersetzen“, erklärte dagegen mit prägnanter Schärfe die Pariser Philosophin Barbara Cassin.

Als Herausgeberin des 2004 erschienenen Europäischen Wörterbuchs der Philosophien mit dem Untertitel „Dictionnaire des intraduisibles“, einer in zahlreiche Sprachen, unbegreiflicherweise aber nicht ins Deutsche übersetzten Fundgrube philosophischer Mehrsprachigkeit, hatte Frau Cassin gezeigt, wie ein zwischen Sprachgrenzen sich bewegendes Denken aussehen könnte, das vom sprachindifferenten Formalismus der analytischen Philosophie gleich weit entfernt wäre wie vom „on-

tologischen Nationalismus“ Herder'scher oder Heidegger'scher Prägung.

Während die Kommunikationssprache Englisch auf internationalen Symposien gern zur Illusion schattenloser Verständigung verleitet, führt das Übersetzen im Schleiermacher'schen Sinn durch die Niederungen der – mitunter auch beflügelnden und produktiven – Missverständnisse. Die Übersetzung kann aber auch zu einem Faktor der Machtausübung werden, wie Peter Geimer, der Direktor des DFK in Paris, anmerkte. Was wann wie übersetzt wird, entscheidet oft über das Schicksal von Ideen, Büchern und ganzen Denktraditionen. Im Jahr 1898 notierte André Gide mit ironisch vorgetäuschter Genußtuung, dass Friedrich Nietzsches Einfluss in Frankreich der Übersetzung seines Werks vorausgegangen sei und dieses somit beinahe verzichtbar gemacht habe.

Unter dem Scharfblick der Übersetzer kommen manchmal auch überhaupt erst gewisse symptomatische Textschichten zum Vorschein. Olivier Mannoni, der vor fünf Jahren in einer kritisch kommentierten Ausgabe Hitlers „Mein Kampf“ ins Französische übersetzt hat, beschrieb auf der Pariser Tagung die Dröselarbeit, mit welcher unter dem adverbialen Gewucher und syllogistischen Geklapper die spröde Substanzlosigkeit dieses Buchs freigelegt werden musste, die in der ersten französischen Übersetzung von 1934 stilistisch übertüncht worden war. Das Übersetzen vergleicht Mannoni mit dem Auftrennen eines Kleiderfutters, dem Anpassen an ein anderes Formmuster und dem anschließenden Zusammennähen in neuer Gestalt.

In seinem Buch „Penser entre les langues“ hat der Pariser Philosoph und Kant-Übersetzer Heinz Wismann 2012 darauf hingewiesen, wie entscheidend neben den lexikalischen auch die syntaktischen Unterschiede zwischen den Sprachen sind. Das Französische zum Beispiel, führte er aus, kenne mit seinem affirmativen Gestus keine syntaktischen Füllsel von der Art „aber nun freilich doch“, mit welchen Kant das gerade Gesagte immerfort mit dem Vorhergehenden in Verbindung und das Behauptete auf Distanz setzte. Solange eine Übersetzung nicht auch solche Unterschiede einzufangen vermag, sind die Gedanken nicht zu Ende gedacht. JOSEPH HANIMANN